

## **So 7 C Les. 1 Sam 26 Lk 6,26-38 Ent-feindungs liebe**

Ein Husarenstück oder Husarenstreich nennt man im Volksmund ein geglücktes, riskantes, oft verwegenes Unternehmen. Diese Redensart kann man auch auf die heutige *1. Lesung* anwenden.

Die geschilderte Episode von David und König Saul spielt in der Zeit, Saul und David kriegerische Auseinandersetzungen gegeneinander führten. Einst hatte König Saul den jungen David in seinen Dienst genommen. Aber als David den Philister Goliath besiegt hatte und bei den Kämpfern und im Volk als Held immer mehr an Popularität gewann, war Saul von Neid zerfressen und wollte David töten. Er fühlte sich von David herausgefordert und bedroht.

Obwohl ihm David bislang keinen Grund gab, verfolgte er ihn mit allen nur erdenklichen Mitteln. Mit 3000 ausgesuchten Kriegeren stellte er David und seinen wenigen Freunden nach. Von so vielen Kriegeren umgeben, wurde Saul jedoch übermütig. Er wog sich in der Sicherheit, keine Wachen aufstellen zu müssen, als er sich zum Schlafen niederlegte, von seinen Leuten umringt.

Mitten in der Nacht, während Saul und seine Leute schlafen, schleichen sich David und sein Gefährte Abischai, natürlich unter der Gefahr, entdeckt zu werden und getötet zu werden, unbemerkt in das Heerlager hinab, und sie gelangen bis vor des Königs Ruheplatz.

So findet ihn David ganz und gar wehrlos vor. Welch eine Gelegenheit für David! Nun hat er freie Hand. Tatsächlich äußert Davids Begleiter eben solche Gedanken, er drängt ihn zum Handeln und die Chance für seinen Vorteil zu nutzen. „Gott hat den Feind in deine Hand gegeben.“ Doch David hält ihn davon ab, Saul etwas anzutun. Zu groß ist seine Achtung vor dem König, dem Gesalbten Gottes.

David möchte durch den Tod Sauls nicht schuldig werden. Doch als Beweis dafür, dass er die Gelegenheit hatte, Saul zu töten und es doch nicht getan hat, nimmt er den Speer und den Wasserkrug Sauls an sich. Dann schleichen sie zurück in ihr Lager. Tags darauf zeigt er einem Diener Sauls die erbeuteten Trophäen und demonstriert damit seine Überlegenheit und seinen Großmut. Im Gespräch macht er deutlich, dass er in der Nacht Saul verschont hat. Er hat auf Gewalt nicht mit Gegengewalt reagiert und damit dem Frieden eine Chance gegeben.

Eine ähnliche, etwas amüsantere Episode wird zwei Kapitel zuvor berichtet. Damals hatte sich König Saul, als der David in der judäischen Wüste bei En Gedi verfolgte, in eine Höhle begeben, um dort seine Notdurft zu verrichten, ausgerechnet in jene Höhle, in der David mit seinen Kampfgenossen auf der Lauer lag. Während nun Saul sein Geschäft verrichtete schnitt David einen Zipfel seines Gewandes ab und präsentierte es dem Saul später mit den Worten: „Sieh her, das ist der Beweis, dass ich dich hätte töten können, wenn ich Aufruhr

und Bosheit im Sinn hätte, und dass ich es nicht getan habe, obwohl ich die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Du aber stellst mir nach, um mir das Leben zu nehmen.“ Saul lässt das Verhalten Davids nicht unberührt. Er bereut sein Handeln und sagt: „Du bist gerechter als ich; denn du hast mir Gutes erwiesen, während ich böse an dir gehandelt habe.“

An Feindesliebe hatte David damals freilich noch nicht gedacht. Diese Episoden sollen wohl Davids Großmut unterstreichen, und den Respekt, der dem König, dem Gesalbten des Herrn, später auch ihm gebührt. An Feindesliebe, wie sie Jesus in der Bergpredigt oder bei Lukas in der Feldrede fordert, hatte David wohl nicht gedacht. Aber sein Verhalten illustriert genau das, wozu Jesus seine Jünger auffordert: „Liebt eure Feinde, tut denen Gutes, die euch hassen.“

Solche Feindesliebe, oder besser gesagt, Ent-Feindungsliebe ist der Versuch, durch eine gute Tat, einen Feind von seinem feindseligen Verhalten abzubringen, vielleicht nicht gerade einen Freund aus ihm zumachen, aber doch zu einem Menschen, mit dem man sich arrangieren kann. Feindesliebe verspricht keine Garantie für dauerhaften Erfolg, der sich ein für alle Mal einstellt. Das sieht man am Verhalten Sauls. Man ist damit nie fertig.

Vielleicht denken Sie beim Hinhören auf die Forderungen des heutigen Evangeliums: Das ist eine Nummer zu groß für mich. Ich bin doch nicht Jesus, oder Mahatma Gandhi oder Martin Luther King. Sie konnten den Weg der Gewaltlosigkeit gehen. Aber das ist nicht meine Sache.

Vielleicht denken Sie auch: Ich habe ja gar keine Feinde. Ich komme doch mit allen gut aus. Höchstens mit meinem Bruder, mit dem ich schon seit Jahren kein Wort mehr rede, weil es da einmal Erbstreitigkeiten gab. Ich habe keine Feinde, aber dem Nachbarn gehe ich aus dem Weg. Mit dem ist ja auch nicht auszukommen. Ich habe keine Feinde, nur der Mitarbeiter der einem auf die Nerven geht, der Chef, der einen im Betrieb mobbt, die Mitschüler, so gemein sein können, die können einem das Leben zur Hölle machen.

Es müssen nicht die ausgesprochenen „Feinde“ sein, die einem das Leben schwermachen. Manchmal sind es die Nächsten, mit denen man tagtäglich zu tun hat, Arbeitskollegen, Mitschüler, Familienangehörige. Es müssen nicht immer bedeutende Anlässe sein, die feindselige Gefühle in uns wecken; meist sind es alltägliche Missverständnisse, Nadelstiche, unberechtigte Kritik, eine dumme Bemerkung, ein Vorwurf, und dann gibt eines das andere.

Wir ärgern uns über den Menschen, der einem Unrecht getan hat. Wir führen Selbstgespräche, in dem wir ihn anklagen, wir machen unserem Ärger Luft, indem wir uns mit Dritten über ihn auslassen. Denn diese Gefühle von Abneigung, Ärger, Wut vergiften unsere Seele und machen auf Dauer auch unseren Körper krank.

Wenn Jesus zur Feindesliebe aufruft, dann meint er damit nicht, dass wir unsere Gefühle verleugnen sollen, uns innerlich verbiegen und so tun sollen, als ob, der Feind ein sympathischer Freund wäre.

Das hieße ja, unwahrhaftig zu sein gegenüber sich und seinen Gefühlen, durch einen emotionalen Schwindel aus dem Feind einen Freund machen. Wenn er sagt: „Ihr aber, liebt eure Feinde!“, dann meint er damit auch, dass der Feind ein Feind ist.

Zur Feindesliebe gehört Wahrhaftigkeit: den Feind, Feind sein lassen, anerkennen, dass ich mit diesem Menschen ein Problem habe, das ihm mir zum Feind macht.

Es geht nicht darum, seine Gefühle zu verleugnen, sondern es geht vielmehr darum, sich nicht nur von seinen Gefühlen leiten zu lassen, sondern von der Vernunft, dem Kalkül.

Ferner: mit der Feindesliebe ist nicht gemeint, dass man sich alles gefallen lassen soll.

Das hieße: rein passive sein, und alles hinnehmen. Nein, es geht darum, sich das eigene Verhalten nicht durch das Verhalten des anderen diktieren zu lassen, nicht nur zu re-agieren, sondern unabhängig von seinem Verhalten eigenständig zu agieren. Jesus geht es aber um ein aktives Handeln: etwas tun, womit der andere ganz und gar nicht rechnet, und was ihn irritiert und sein „Feindbild“, das er sich von mir gemacht hat, infrage stellt und das ihn zum Nachdenken, vielleicht zum Umdenken bringt.

Jesus erläutert das an zwei Beispielen:

„Wenn dich einer auf die eine Wange schlägt, halt ihm auch die andere hin.“ Ein Schlag auf die Wange ist demütigend. Das Hinhalten der anderen Wange bedeutet nicht, dass einer stillschweigend alles schluckt und sich alles gefallen lässt. Im Gegenteil: Er wird aktiv, aber anders als erwartet. Er schlägt nicht zurück, sondern überrascht den Gegner durch diese Geste. Er lädt geradezu dazu ein: „Schlag ruhig noch einmal zu!“ Er riskiert damit, dass der Gegner der Aufforderung zum Zuschlagen annimmt und tatsächlich ihm noch einmal eine Ohrfeige verpasst. Vielleicht wird er durch die Geste aber auch stutzig, hält inne und es wird ihm bewusst, dass seine Gewalttat Unrecht war.

Das Hinhalten der anderen Wange ist keinesfalls ein Zeichen der Niederlage, sondern ein Zeichen von Stärke.

In dieselbe Richtung weist auch das zweite Beispiel. „Wenn dir einer den Mantel wegnehmen will, - um ihn für Schulden zu verpfänden, - dann gib ihm auch noch das Hemd.“

Auch hier geht es um ein aktives Handeln. Wenn ein Mann vors Gericht zitiert wird, weil er über beide Ohren verschuldet ist und der Gläubiger fordert, seinen Mantel zu verpfänden, dann, so sagt Jesus, „lass ihm auch noch das Hemd.“ Den Mantel durfte man nach jüdischem Recht nicht wegnehmen, auch wenn die Schulden och so groß waren. Er dient einem, der kein Dach mehr über dem Kopf hat, als Zudecke.

Wenn nun der Schuldner dem hartherzigen Gläubiger freiwillig auch noch das Hemd überlässt, dann ist ein solches Verhalten alles andere als ein passives Hinnehmen dieses Unrechts. Gerade diese Freigebigkeit, die auch noch das Letzte hergibt, könnte den rücksichtslosen Schuldeneintreiber verblüffen und ihm seine Hartherzigkeit bewusstmachen.

Der Erfolg ist nicht garantiert. Das Risiko besteht, dass man durch einen solchen Akt der Feindesliebe einen Nachteil erleidet. Es kostet Opfer, Jedenfalls den eigenen Stolz überwinden. Aber die Chance, die damit verbunden ist, dass der andere „vielleicht“ durch eine Geste, die an seine Menschlichkeit appelliert, von seinem unmenschlichen Handeln ablässt, die ist den Einsatz wert.

Solche Feindesliebe zeigt sich, wenn ich einen, der mir schon seit einiger Zeit den Gruß verweigert, trotzdem grüße. Sie kann sich zeigen, wenn ich einem, der mich zu seinem Geburtstag oder zu einer Hochzeit nicht eingeladen hat, trotzdem eine Glückwunschkarte schreibe. Sie zeigt sich, wenn man einen Verwandten wieder einlädt, mit dem man den Kontakt abgebrochen hat. Feindesliebe kann sich zeigen, wenn man den Nachbarn, der sich so unmöglich benommen hat, nicht im Stich lässt, wenn er krank ist und Hilfe braucht.

Was solche Feindesliebe bewirken kann, sieht man an einem Beispiel des Hl. Klemens Maria Hofbauer:

Der hl. Klemens Maria Hofbauer betrat um das Jahr 1800 in Warschau ein Gasthaus der Vornehmen und Reichen, um Geld für seine Waisenkinder zu sammeln. An einem Tisch saßen zwei preußische Offiziere. Pater Hofbauer bat sie: „Geben Sie mir bitte eine Spende für mein Waisenheim!“ Einer der Herren warf sich in Positur, verzog verächtlich das Gesicht, räusperte sich tief und spuckte Hofbauer voll ins Gesicht: „Nimm das du Pfaff, und hau ab!“ Klemens Hofbauer blieb ruhig stehen, zog sein Taschentuch, wischte sich das Gesicht ab, schaute dem aggressiven Offizier in die Augen und sprach: „Meine Herren, das war für mich, und jetzt geben Sie mir etwas für meine Waisenkinder!“ Das brachte die Herren durcheinander. Ihr Hohn wandelte sich in Verlegenheit. Schließlich zogen sie ihre Börse und spendeten eine respektable Summe.

Antoine Leiri, Ehemann eines Anschlagsoffiziers des Islamischen Staates (IS) bei den Anschlägen von Paris im November Jahr 2015, hat es im Blick auf die Mörder seiner Frau in einem offenen Brief so formuliert: „Meinen Hass bekommt ihr nicht. Ich werde euch nicht den Gefallen tun, euch zu hassen. Ihr habt es mit Sicherheit verdient, aber auf Hass mit Wut zu antworten, würde bedeuten, mit derselben Ignoranz zu reagieren, die euch großgemacht hat. Ihr wollt, dass ich Angst habe. Dass ich in die Augen meiner Mitmenschen gucke und niemandem mehr vertraue. Ihr habt verloren. Ich werde weiterleben...“

Als Söhne und Töchter Gottes erwartet Gott von uns, dass wir nicht nur nach unseren menschlichen bzw. unmenschlichen Regeln handeln, nach dem Motto „Wie du mir, so ich dir.“ Gott traut uns zu, dass wir nach seinen Maßstäben handeln. Weil er uns gnädig ist, darum sollen wir gnädig und barmherzig umgehen miteinander. Daran erkennt man die Kinder Gottes.